3799 07. 10. 1928 So

A:
T: Die Kunst geht nach Esch: Ausstellung von Rabinger, Trémont und Jemp Michels.

Abreißkalender

Die Kunst geht nach Brot.

Man kann auch sagen: Die Kunst geht nach Esch.

Herr Apotheker Trierweiler hat ihr in seinem Haus am Norbert Metz-Platz eine gastliche Stätte eröffnet.

Drei junge Luxemburger, jeder in seiner Art ein künstlerischer Sonderfall, haben Werke von sich ausgestellt: Rabinger, Trémont, Jemp Michels.

Die Ausstellung bleibt bis nächsten Sonntag, 14. l. M., geöffnet.

Das alte Esch und Umgebung, Paris, die Bretagne und die Normandie haben die meisten Vorwürfe geliefert.

Gott behüte mich davor, daß ich hier Kunstkritik schreibe! Daß ich mir Mühe gebe, jedem der drei Künstler die Cliché-Etiketts anzustecknadeln, die jeweilig das Neueste sind, wo man hat.

Aber einiges Menschliche darf man von ihnen sagen, einiges von dem, was wir heute gerne von unsern alten luxemburger Malern wüßten, den Sinner, den Sturm, den Kirsch u. a. m.

Also der Rabinger. Der aus altem Stadtluxemburgertum Gewachsene, nach Esch-Amerika Verpflanzte, in dessen Kunst sich das Schönheitssehnen von Geschlechtern zusammenballt. Familienvater, wohlbestalltes Rad in der staatlichen Unterrichtsmaschine für niedere und höhere Töchter, immer durstig nach optischem Erleben, und wo es ihm nicht stark genug ist, läßt er es durch den Verstärker seiner Farbenbrunst gehen. Es ist eine merkwürdige Verwandtschaft in der Formempfindung zwischen ihm, Niko Klopp und Trémont. Ihre Form ist geknetet, hat feste Grenzen gegen den Raum, behauptet trotzig die Materie.

Nur bei einem von den dreien hat dieser Plastik-Instinkt sich konsequent ausgewirkt, bei Trémont. Er war schon Bildhauer, als er noch ausschließlich Maler war, von Rabinger und Klopp wäre es durchaus nicht überraschend, wenn sie eines Tages zum Modellierholz griffen.

Trémont's Gust kommt mir vor, wie der Knabe David, der den Riesen Goliath bezwang. Der Riese Goliath ist das Paris, das Jahr um Jahr Hunderte von jungen Künstlern totschlägt. Weil sie „keine weißen Bohnen essen können", sagt Gust. Weiße Bohnen heißen auf französisch Vache enragée. Gust erzählt, daß er in seiner ersten Pariser Zeit einmal acht Tage lang von weißen Bohnen gelebt hat. Damals legte er den Grund zu seiner Kochkunst. Er kann weiße Bohnen auf achterlei Art zurecht machen. Einmal sogar mit altem Burgunder und einem Schuß Fine Napoléon.

Heute hat er den Riesen Goliath bezwungen. Er zählt mit. Er weiß, wenn er arbeitet, daß ihm seine Arbeit bezahlt wird. Und er ißt trotzdem manchmal noch weiße Bohnen, nicht nur aus Pietät, sondern weil sie ihm wirklich schmecken, und weil sich in ihrer Begleitung heute gewöhnlich eine Hammelkeule befindet, aus der alle Düfte der Heimat aufsteigen und an Schobermeß und sonstige heilige Tage erinnern.

Der Michelse Jemp hat blaue Augen und gelbe Finger.

Seine blauen Augen hat er von seinem Vater, bei dem sie im Zorn blitzen konnten, zum Beispiel wenn er dem Emil Marx half, die Ministersessel zum Fenster des Kammersitzungssaales hinauswerfen. Ob sie bei dem jungen Jemp ebenfalls blitzen können, müßt Ihr die Pariser Mädchen fragen.

Seine gelben Finger hat er von den vielen Zigaretten, die er raucht. Er hat mit diesen Fingern ein paar traulich Eckchen des alten Esch gemalt, die in der Natur eine fast ebenso gelbe Patina haben, aber von der Minette. In Paris entwickelt er eine Vorliebe für alte Gassen und Gäßchen, in die nur ein schmales Stückchen Himmel hereinsieht und in denen verstrickte Menschenschicksale wachsen, wie Brombeergestripp.

Dies Dreigestirn hatte die vortreffliche Idee, während der Ausstellungsstunden ein Grammophon originelle Musik von heute und morgen spielen zu lassen. Wie der Russe Wassilij Wereschtschagin bei seinen Ausstellungen immer auf einem verborgenen Harmonium schwermütige Weisen spielen ließ.

Daß die Kunst recht hatte, nach Esch zu gehen, ersieht man aus der hohen Zahl der Bilder, die schon in den ersten Tagen mit dem Rittertreuz des Vendu-Ordens ausgezeichnet waren.

Dimanche 7. 10. 1928